



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Conferenz und Landtag.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Conferenz und Landtag.

Sehr hoffnungreich für friedliche Beendigung des luxemburger Geschäfts sprechen die ersten Nachrichten aus der londoner Conferenz, und in Deutschland votirt ein Landtag nach dem andern die Annahme der norddeutschen Bundesverfassung. Auch im preussischen Abgeordnetenhaus berechnet man bereits die Größe der zu erwartenden Majorität.

Es sieht also zur Zeit gut aus für Frieden und den neuen Bundesstaat Deutschland. Nur leider daß die französischen Rüstungen vorsichtig, aber mit unverminderter Energie fortgesetzt werden und daß die unvermeidlichen und unentbehrlichen Verträge des Bundes mit den Südstaaten der Begutachtung durch Oestreich und Frankreich in einer Weise unterliegen, welche diesen Staaten gestattet, sich den Moment gegen uns zu wählen.

Das sind die Schwierigkeiten unserer Lage. Durch Beseitigung des Zwischenfalls Luxemburg werden grade die Kriegsgefahren nicht aus dem Wege geräumt, welche aus der Eifersucht Frankreichs und Oestreichs erwachsen, und wir Deutsche sind bei Ordnung unserer innern Angelegenheiten noch lange so gestellt, daß wir immer aufs neue diese Eifersucht gegen uns aufreizen werden.

Dies mahnt zur Vorsicht. Wir dürfen annehmen, daß die preussische Regierung den Ernst unserer Lage nicht unterschätzt und daß die sichere Ruhe, welche in dem Kriegsministerium zu Berlin waltet, und die Sorgfalt, womit man sich dort aller sichtbaren Vorbereitungen enthält, nicht aus einer Unterschätzung der drohenden Gefahr resultirt. Die glänzenden militärischen Erfolge, welche Preußen im vorigen Jahre erfocht, hatten in politischer Beziehung einige Aehnlichkeit mit dem französisch-österreichischen Kriege, welcher das Königreich Italien schuf. Hier wie dort zwei glänzende Siege, denn die Gesechte des fünften Armee corps und der ersten Armee hatten fast größeres Resultat als die Schlacht bei Magenta, und Königgrätz entschied mehr, als Solferino. Aber

hier wie dort vermied der Sieger nach zwei gewonnenen Schlachten den letzten entscheidenden Schlag zu führen, und die Folge beider Kriege war die Einrichtung eines Zwischenzustandes, welcher unablässig zu Compromissen zwang, Halbheiten aufnöthigte und deshalb im Laufe der Zeit unleidlich wurde. Ohne Zweifel ist die Stellung Preußens in demselben Verhältniß günstiger als die Italiens, wie seine eigene militärische Kraft die stärkere war. Aber wie dort Venetien und Rom als Fragen der Zukunft zurückblieben, so wurde auch hier in der Mainlinie und der constituirten Souveränität der Südstaaten ein Hinderniß für die völlige Einigung Deutschlands zurückgelassen. Dies Hinderniß legt uns nicht so große Entbehrungen auf, als den Italienern durch Jahre Venedig und Rom, es zwingt aber fortwährend, unsere Kräfte aufs äußerste zu spannen, und stellt der Diplomatie des Grafen Bismarck die schwersten Aufgaben. — Es waren doch gemischte Empfindungen, mit denen der Reichstag die Erklärungen des Ministerpräsidenten vernahm, daß der Zutritt des Großherzogthums Hessen zu dem Bundesstaat unter anderm auch eine Vereinbarung mit Oestreich nothwendig mache, weil dieser Zutritt Bestimmungen des nikolsburger Abkommens alterire. Wenn der österreichischen Presse zu trauen ist, hat Herr von Beust die bezügliche Notification ohne Widerspruch aufgenommen, aber betont, daß er sich vorbehalte, die österreichischen Interessen zu wahren. Man weiß in Wien sehr gut, daß man zur Zeit den deutschen Einheitsbestrebungen nicht offen entgegenzutreten vermag, ja man sah es vielleicht nicht ungern, daß Preußen genöthigt wurde, gegen die Südstaaten aus seiner vornehmen Zurückhaltung herauszutreten, denn man erhielt die Möglichkeit, in irgendeinem günstigen Augenblicke einen diplomatischen Zwist zu beginnen, und empfand mit geheimer Freude, daß durch die Constituirung Deutschlands über die Bestimmung des prager Friedens hinaus für Oestreich eine gewisse Garantie gegeben sei, im Nothfall an Frankreich einen Allirten zu finden. Man liebt dort wieder, die Politik der freien Hand, oder deutsch gesagt, man steht unter der Herrschaft sehr verschiedener Wünsche und Antipathien. Und man ist, wie in der letzten Zeit immer, in Gefahr, in entscheidender Stunde nach persönlicher Gereiztheit und zufälligen Impulsen zu handeln.

Würde die Politik des Kaiserhauses Oestreich nur durch die Interessen des schwergedruckten Staates dictirt, so wäre die Wahl nicht schwer. Grade durch das letzte Jahr ist zwischen Oestreich und Deutschland ein klares Verhältniß geschaffen, der Kaiserstaat kann jetzt durch enges Bündniß mit Preußen und dem Bundesstaat nur gewinnen, er vermag nur dadurch das deutsche Element im Reiche des zweiköpfigen Aars gegen die magyarische Seite zu stärken und er vermag dadurch am sichersten die Vergrößerung im Orient durchzusetzen, welche ihm gegenüber Rußland und Italien allmählig ein Lebensbedürfniß wird. Aber am Kaiserhofs und im Heer stehen die Parteien einander ziemlich schroff gegen-

über, Erzherzog Albrecht, „der Sieger von Custozza“, gilt für den Repräsentanten einer Preußen abgeneigten Richtung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in den Stunden der Entscheidung gekränkter Stolz dort wieder den Sieg über eine ruhige Würdigung der Staatsinteressen davontragen wird. Trotz dem Verlust Venetiens hat Oestreich keines seiner hundert Regimenter aufgegeben, sogar die Formation von zwanzig neuen Jägerbataillonen begonnen, und seine Banknotenpresse ist unermüdlich thätig, die Ausrüstung des Heeres zu decken. Dieser Weg, die Heeresbedürfnisse zu beschaffen, wird allerdings bei jeder großen Erschütterung des Geldmarkts verlegt, und es sieht nicht so aus, als wenn die neue Weihe des Kaisers durch die Krone des heiligen Stephan neue Silberadern in den blutarmen Körper des Staates leiten sollte. Für Oestreich ist es jetzt doppelt schwer geworden einen Krieg zu führen, denn man hat ihn von der Einwilligung der Magyaren abhängig gemacht, und bei aller Hochachtung vor der politischen Energie der Ungarn darf man doch sagen, daß ihre Politik in einem solchen Falle ganz unberechenbar, zuverlässig aber großen Leistungen abgeneigt sein wird.

Schwerer wird uns, die Politik Kaiser Napoleons zu verstehen. Auch in seiner Art liegt es, auf alte Pläne mit Hartnäckigkeit zurückzukommen und gewissen Lieblingsideen eine Gewalt über sich einzuräumen, welche ihm wohl einmal die Stellung im eignen Lande erschwert. Aber es ist für ihn und seine Dynastie ein Krieg mit dem Bundesstaat Deutschland ein Kampf auf Leben und Tod, das weiß er so gut als seine Gegner in Frankreich, welche jetzt für den Krieg lärmen. Und doch ist klar, daß die gegenwärtigen Rüstungen Frankreichs sehr ernst gemeint sind. Der Kaiser muß also in der Stille daran zweifeln, ob ihm möglich sein wird, den Frieden zu bewahren. Wir aber fragen, was kann ihn, den vorsichtigen Spieler, zu einem so hohen Einsatz bestimmen, der immerhin alles, was er durch neunzehn Jahre errungen, in Frage stellt? Ist es nur die gekränkte Empfindung darüber, daß ihm ein im letzten Jahre gehoffter Erwerb durch die Fingern gleitet? oder ist es die stille Ueberzeugung, daß er nach einer langen Regierung, welche unstreitig viel für Frankreich gethan und vieles in den Franzosen geändert hat, doch noch eines Entscheidungskampfes bedarf, um sich entweder aufs neue festzusetzen, oder hinausgeschleudert zu werden? Was uns auch zuverlässige Berichte sagen mögen über die Unpopularität, welche dem kaiserlichen System gegenwärtig in Frankreich geworden ist, und daß die Franzosen sich grade jetzt gelangweilt fühlen, es wird uns sehr schwer ihnen zu glauben.

Der Kaiser hat viel gethan, die Franzosen zu einem industriellen Volke zu machen, alle realen Interessen des Landes fordern friedliches Gedeihen, es ist unmöglich, daß der Kaiser die Kraft der lärmenden Opposition sehr hoch anschlägt, so lange diese von pariser Journalisten und einer Anzahl Einzelner

gemacht wird, denen er eine tiefgreifende Einwirkung auf das Volk durch die alten Cäsarenmittel seiner Familie unterbunden hat, gegen die er selbst in der socialistischen Seite seines Princips für den Nothfall starke Waffen finden kann: die Unterstützung der arbeitenden Classen und das Heer. Ist uns aus der Ferne ein Urtheil über die Motive des Kaisers möglich, so müssen wir sie in der Ueberzeugung finden, die ihm durch die preussischen Siege des vorigen Jahres geworden ist, daß die Heerorganisation Frankreichs, wie sie zum Theil durch ihn geformt wurde, nicht die Stärke und zugleich nicht die persönliche Anhänglichkeit an ihn selbst geschaffen hat, welcher er in der gegenwärtigen Lage für sich und Frankreich bedarf. Es muß ein herber Eindruck auf seine Natur gewesen sein, daß ihm das Heer im Fall eines Krieges mit Preußen nicht genügende Garantie bot. Diese Sorge, welche von einem Theil seiner militärischen Führer getheilt wurde, gab ihm die Empfindung von der Nothwendigkeit, den militärischen Geist zu stärken und sich aufs neue zu verbünden durch eine Neuorganisation und durch die Aussicht auf eine kriegerische Politik. Aber ein solches Neubeleben des kriegerischen Geistes ist ein gefährliches Unternehmen. Kriegerische Organisationen, auf Veranlassung einer auswärtigen Verwicklung unternommen, erzeugen auch Kriegseifer, Ansprüche und Gelüste, zuletzt eine Stimmung im Heere und Volke, welche selbst wieder ein einflußreicher Factor für die Entschlüsse einer sorglich balancirenden Regierung werden muß. Der Kaiser hat durch einige Wochen unläugbar zum Kriege trommeln lassen, er ist jetzt wieder ebenso bemüht, die Aufregung zu dämpfen. Ob dieses Spiel ihm gelingen und die Franzosen durch den warmen Sonnenschein über ihren Ausstellungsgebäuden von dem Ruf nach der Rheingrenze für die Dauer zurückkommen werden, müssen wir abwarten. Es wird nicht unvorsichtig sein, wenn wir trotz aller Friedensadressen zur Zeit daran zweifeln. Die unverhüllten und großartigen Rüstungen des Kaisers, welche weit über Maß und Bedürfniß einer Friedensorganisation hinausgehen und ungeachtet der Conferenz unablässig fortgesetzt werden, zeigen, daß der Kaiser ebenfalls daran zweifelt, ob Volk und Heer auf die Dauer der Bildung des deutschen Staates ruhig zusehen werden.

Darin liegt das Unbequeme unserer Lage. Die Gegner haben es in der Hand, und voraussichtlich in unserer nächsten Zukunft zahlreiche Handhaben, die Zeit des Angriffs zu wählen. Die Sicherheit, welche festgegründete Staatsverhältnisse und das ruhige Alte gegen die Nachbarn bietet, haben wir aufgegeben.

Dafür haben wir etwas Anderes, ein frisches Kraftgefühl, wie es uns seit Jahrhunderten nicht vergönnt war, den gerechten Stolz, daß wir auf gutem Wege sind, im Frieden und Krieg die Tüchtigkeit unserer Art zur Geltung zu bringen. Wir erheben unsere Forderungen nicht mit dem heißen Enthusiasmus

der Italiener, wir begehren kein Gebiet, das unter der Herrschaft eines fremden Staates liegt, aber es ist eine ruhige Wärme, und trotz aller Halbheiten, womit wir zu kämpfen haben, und trotz der unklaren Verhältnisse, welche in einigen Landschaften das Urtheil beengen, doch im Kern unseres Volkes eine gehobene Stimmung.

Und immer wieder wollen wir uns und Andern sagen, daß wir in eine Zeit der größten politischen Revolution gekommen sind, einer friedlichen Revolution durch Verträge und Ausgleichung widerstrebender Staatsinteressen. In solcher Zeit fügt sich das Neue oft übel zu dem Alten, in ihr ist nicht möglich, und wenn es möglich wäre, nicht rathsam, auf jeder Stufe des Fortschritts alle Consequenzen desselben zu ziehen. Es war ein weiser Beschluß, daß das preussische Abgeordnetenhaus davon abstand, die Veränderungen, welche der preussischen Verfassung durch die Reichsverfassung zugemuthet werden, und die Verminderung der Rechte einer preussischen Volksvertretung schon jetzt zu formuliren. Das Abgeordnetenhaus wird fortfahren seine Rechte und Befugnisse so hoch zu fassen, als ihm gesetzlich möglich ist. Es wird in kurzem eine einflußreiche Vergrößerung erfahren.

Wenn die neuen Landestheile die doppelte Anzahl der Vertreter, welche sie in den Reichstag sandten, auch dem Abgeordnetenhaus zufügen, wird nicht nur die Physiognomie, sondern auch das Gewicht des Hauses sich ändern. Und es wird kein Unglück sein, wenn bei irgendeiner Frage der Gegensatz zwischen Abgeordnetenhaus und Reichstag hervorbricht. Dann wird die Stunde gekommen sein, auf eine Abhilfe zu denken. Jetzt soll man sich daran erinnern, daß der preussische Ministerpräsident nicht weniger als der Abgeordnete Waldeck besorgt waren, der Organisation des neuen Bundesstaates nicht zu viel von der Machtfülle und dem festgefüzten Organismus des preussischen Staates zu opfern. Man soll deshalb die Reichsverfassung, wie sie geworden ist, trotz ihrer Mängel, für eine nothwendige, ja auch für eine große That halten, aber man braucht deshalb noch nicht anzunehmen, daß sie irgendeinen von den Factoren des preussischen Staatslebens wesentlich zu beeinträchtigen oder gar bis zur Verkümmernng herabzudrücken bestimmt ist.